

Was die Nacht verbarg.

Roman von E. P. Oppenheim.

(14. Fortsetzung.)

Sie gebot ihm durch eine rasche Handbewegung Schweigen und erhob sich. Unwillkürlich folgte er ihrem Beispiel. Sie waren nicht mehr allein. Zwei Frauen hatten das Zimmer betreten — und in der einen von ihnen erkannte Heinz auf den ersten Blick die schöne Unbekannte wieder, die er am gestrigen Abend neben Margot hatte auf die Terrasse hinausgetreten. Nach den flüchtigen Andeutungen, die ihm Margot gemacht hatte, betrachtete er die Prinzessin — denn die Prinzessin Naprarin war es ja ohne Zweifel, der er sich da gegenüber befand — mit weit höherem Interesse, als er es ihr gestern entgegengebracht hatte. Er fand seinen ersten Eindruck bestätigt, daß in ihrem reizvollen und eigenartigen Antlitz, das nur eine entfernte Ähnlichkeit mit dem verkommenen Waldendorff in Berlin hatte, zwei Augen von wunderbarer Tiefe und Schönheit leuchteten, und daß über ihre hoch und ebenermäßig gebaute, frauenhaft volle Figur eine wahrhaft königliche Würde und Hoheit ausgegossen schien. Ungezählt bemüht, einen Respektabstand von zwei Schritten hinter ihr inne zu halten, hatte ein ältliches Fräulein mit ausmühtigen, ziemlich nichtsagenden Gesichtszügen mit der Prinzessin das Zimmer betreten. Ihre gedrückten Bewegungen und ihr befängliches, ängstliches Aufmerken, ob irgend jemand ihrer Dienste bedürfen könnte, zeigten das Wesen einer Person, die ihr Leben in abhängigen Stellungen verbracht hat.

Maria v. Waldendorff, wie sie sich hier auf Buchberg nannte und genannt zu werden wünschte, hatte Margot lächelnd zugewandt und wandte sich nun an Heinz, der ihr eine tiefe, ehrfurchtsvolle Verbeugung machte. „Herr Hofsfelder — nicht wahr?“ fragte sie, und Heinz entzündete sich von neuem an dem wunderwollen Wohlklang ihres dunkel gefärbten Organs. „Es ist sehr freundlich von Ihnen, daß Sie uns unserer Einfachheit ein wenig entziehen. Sie haben die Lebenswürdigkeit, ein Glas Thee mit uns zu nehmen.“

Heinz verneigte sich abermals. „Frau Gräfin sind sehr gütig“, murmelte er.

Die Prinzessin nahm Margots Arm und ging mit ihr voran in ein anderes Zimmer, und Heinz folgte mit der Gesellschaft, die die ungewohnte Gegenwart eines jungen Mannes verlegen machte wie einen Badfisch.

Der Thee war schon fertig; aber als die Gesellschaft in die Gläser füllen wollte, kam Margot ihr zuvor. „Bitte, bemühen Sie sich nicht, Fräulein Achtmann“, sagte sie freundlich. „Sie wissen, daß das zu meinen Aufgaben gehört.“

Es bereitete der Gesellschaft offenbar Qualen, einen anderen in ihrer Gegenwart eine Arbeit verrichten zu sehen, die auch sie hätte thun können; aber sie mußte sich wohl oder übel fügen und ließ sich neben Heinz nieder. Anmuthig freudegen Margot die Gläser mit dem aromatisch duftenden Getränk, aber wenn Hofsfelder in der Hoffnung gekommen war, viel mit der Gesellschaft zu können, so sah er sich bitter getäuscht. Margot widmete sich fast ausschließlich der Prinzessin, mit der sie in der That eine sehr innige Freundschaft verbanden mußte, und Heinz war für die Unterhaltung zumeist auf Fräulein Achtmann angewiesen.

Aber er fand bald, daß diese Unterhaltung durchaus nicht so uninteressant und langweilig war, wie er es gefürchtet hatte. Es war nur natürlich, daß er das Gespräch mit einigen bewundernden Worten für die Landschaft von Buchberg eröffnete; und die warme Begeisterung, die sie für die Schönheit des Ortes zu empfinden schien, half der Gesellschaft rasch über die anfängliche Verlegenheit fort. Heinz fand bald mit einiger Bekämuna, daß diese ältliche Mäddchen durchaus nicht so unbedeutend und geistlos war, wie er sie auf den ersten Eindruck hin geschätzt hatte. Sie hatte einige von seinen bedeutendsten Arbeiten gelesen, und was sie ihm darüber in bescheidenen Tönen als ihr Urtheil sagte, war so zutreffend und so verständnisvoll, daß Heinz ihr mit wachem Verlangen lauschte und daß ihm die Zeit sehr rasch verging.

Natürlich ließ er trotzdem seinen Augenblick davon ab, Margot und die Prinzessin im Auge zu behalten. Es entsann ihm nicht, daß sie im Laufe der Unterhaltung ihre Stimmen dämpften, als wünschten sie nicht, von den beiden anderen verstanden zu werden, und er bemerkte auch, daß der Blick der Prinzessin oft sinnend auf ihm ruhte.

Man mochte etwa eine Stunde zusammen gelesenen haben, als sie Margot etwas zuflüsterte. Das junge Mädchen erhob sich sofort und wandte sich freundlich an Fräulein Achtmann: „Wenn Sie auf einen Augenblick mitkommen wollen, Fräulein, Herr Hofsfelder wird uns freundlich entschuldigen.“

Die Gesellschaft stand auf und verließ mit Margot das Zimmer. Es war offenbar, daß man Heinz absichtlich mit der Prinzessin allein ließ, aller Wahrscheinlichkeit nach auf ihren Wunsch. Hofsfelder sah den kommenden Minuten mit einigem Unbehagen entgegen, hatten ihn doch Margots Verhaltensaasdrücken mit der nervösen Furcht erfüllt, daß er ahnungslos etwas Ungeheures sagen könnte.

Maria Naprarin wandte sich gleich an ihn, als sich die Thür hinter den beiden geschlossen hatte. „Ich freue mich, daß ich Gelegenheit finde, einige Worte unter vier Augen mit Ihnen zu sprechen, Herr Hofsfelder“, sagte sie. „Margot hat mir mancherlei erzählt, aber ich habe sie im Verdacht, daß sie mir doch das eine oder das andere verschwiegen hat. Wollen Sie mir gestatten, einige Fragen an Sie zu richten?“

Heinz verneigte sich. „Es wird mich freuen, Sie beantworten zu können“, erwiderte er.

Die Prinzessin sprach nicht sogleich. Wieder ruhte ihr Blick nachdenklich auf dem Antlitz des jungen Mannes, wie wenn sie es seinen Zügen ablesen wollte, was sie von Hofsfelders Charaktereigenschaften zu halten hatte. Aber sie mußte wohl zufrieden sein mit dem Ergebnis ihres Forschens, denn es war ein beinahe herzlicher Klang in ihrer Stimme, als sie sagte: „Margot ist glücklich, einen so ritterlichen und uneigennütigen Freund gefunden zu haben. Es ist viel, was Sie für meine Freundin und — für uns alle getan haben, Herr Hofsfelder.“

Heinz war um eine Antwort in Verlegenheit, und es war vielleicht auch besser, wenn er sich schweigend und abwartend verhielt.

Die Prinzessin fuhr nach einer kleinen Pause fort: „Margot und ich — wir kennen uns von Jugend auf, und es kann keine innigere Freundschaft geben, als die zwischen uns besteht. Nur daß Margot zumeist der gebenedeiten Theil gewesen ist. Sie hat Schwestern, sehr Schwestern, und meintheils erduldet. Auch ich habe viel Leid erduldet, aber ich habe es nicht unverbitten erlitten. Margot jedoch hat stets nur für die Sünden anderer gebüßt. Ich habe deshalb keine vornehmere Aufgabe, als sie glücklich zu machen, ihr zum Glück zu verhelfen.“

Sie verstumte wieder, aber Heinz fühlte, daß sie keine Antwort und keine Frage von ihm erwartete. Er verbarste in Schweigen, bis sie weitersprach.

„Ich habe das vorausschicken müssen, damit Sie meine Fragen natürlich und verständlich finden. Und nun bitte ich Sie noch einmal, antworten Sie mir vertrauensvoll. Sie lieben Margot?“

„Ja — ich liebe sie“, erwiderte Heinz.

„Sie haben den Wunsch, sie zu heiraten?“

„So bald als möglich.“

Wieder sah sie ihm aufmerksam in die Augen. Dann sagte sie: „Ich muß indistret sein. Ich weiß, daß Margot Sie liebt — und ich weiß, daß sie mit Ihnen glücklich werden würde. Ich weiß auch, aus welchen Gründen sie sich bisher geweigert hat, Ihnen ihre Hand zu reichen. Sie glaubt, daß etwas zwischen Ihnen steht, sie fürchtet, daß etwas, was sie gethan hat, sie in Ihren Augen entwürdiget haben könnte. Margot ist sehr feinfühlig und sehr stolz. Sie würde eher an ihrer Liebe zu Grunde gehen, als daß sie einem Manne zum Altar folgen würde, der sie ihrer Meinung nach nicht uneingeschränkt achtet.“

„Ich habe ihr durch mein Handeln gezeigt“, sagte Heinz erregt, „daß es nur thörichte Einbildungen sind, denen sie sich da hingibt. Auch ich glaube anfangs, daß sie nur in jenem einen Trennungsgrund für uns stehen hat. Als sie jedoch auf ihrer Weigerung, die meine zu werden, beharrte, obwohl ich ihr wieder und wieder versicherte, daß die Vergangenheit tot und begrabt für mich sei, mußte ich annehmen, daß noch etwas anderes —“

„Es ist nichts anderes, Herr Hofsfelder. Margot glaubt Ihnen, daß Sie sie sehr lieben, und daß Sie deshalb leicht meinen, sich leicht über jene Beschuldigungen hinwegsetzen zu können; aber sie fürchtet, daß Mißtrauen aus Zweifel durch irgend eine geringfügige Kleinigkeit in Ihnen geweckt werden könnten, sobald die erste Leidenschaft der Liebe erloscht wäre. Ich theile diese Besorgnis nicht; denn niemand, der Margot näher kennen gelernt hat, kann noch einen Zweifel an der Lauterkeit und Reinheit ihrer Seele hegen. Eben deshalb bitte ich Sie von ganzem Herzen — seien Sie fest, lassen Sie sich durch ihre Weigerung nicht von beharrlichem Werden abbringen. Vielleicht werden Sie sich noch für einige Zeit in Geduld fassen müssen, werden Margot Zeit lassen müssen, zu überwinden und zu verzeihen; aber Sie wird früher oder später nachgeben — glauben Sie mir.“

„Ich habe noch keinen Augenblick die Hoffnung darauf aufgegeben“, erwiderte er fest.

„Sie nicht ihm freundlich zu. Ach — Anwesenheit auf Buchberg ist mit

ein Beweis dafür“, sagte sie. „Ich glaube, Ihnen nach allem, was mir Margot erzählt hat, und was ich von Ihnen gesehen habe, mein Vertrauen schenken zu dürfen. Ich muß Ihnen noch einige Aufklärungen geben, weil ich will, daß Sie die Richtigkeit der Zweifel und Bedenken klar erkennen, die Margot erfüllt. Erst, wenn Sie ihr Thun und Handeln in Berlin verstehen, wenn Sie die edlen und uneigennütigen Motive kennen, die Margot zu dem bedeutlichen Schritt geführt haben, der sie in Ihren Augen doch vielleicht in ein falsches Licht setzen konnte, werden Sie uneingeschränkt das beruhigende Bewußtsein haben können, daß es in Wahrheit nichts giebt, das Sie und Margot trennt.“

„Sie dürfen versichert sein, daß Sie Ihr Vertrauen keinem Unwürdigen schenken, anädige Frau.“

„Ich glaube es. Und nun lassen Sie mich Ihnen sagen, was Ihnen zu wissen Noth thut. Sie haben sicherlich bereits erkannt, daß in Berlin alles um meintheils geschehen ist?“

Heinz verneigte sich schweigend.

„Wie ich von Margot höre, hat meine Schwester Ihnen bereits einige Aufklärungen gegeben. Ich habe dieselben also nur zu ergänzen. Ich sage Ihnen schon, wie sehr mich Margot liebt — viel mehr, als ich es verdiene. In jener Nacht nun wollte sie sich — allerdings auf nicht ganz legale Weise — in den Besitz von Briefen setzen, die ich geschrieben habe, und deren Inhalt schwer compromittirend für mich und vor allem für andere Personen ist. Es gingen kostbare Menschenleben von dem Bekanntwerden oder der Geheimhaltung dieser Briefe ab. Menschenleben, die ich durch diese Briefe in unverantwortlichem Leichtsinne in Gefahr gebracht habe.“

„Ich bitte um Verzeihung, aber ich vermag nicht zu begreifen, wie jemand an diesen Martens derartige Briefe —“

Die Prinzessin schüttelte den Kopf. „Nicht auf diesen Martens, den ich nie in meinem Leben gesehen habe, und der mir ein völlig Fremder ist, waren die Briefe gerichtet, sondern an eine mit Margot sehr nahe stehende und theure Person, von der ich leider befürchten muß, daß sie nicht mehr unter den Lebenden weilt. Es war der vertrauenswürdigste und zuverlässigste Freund, an den ich sie geschrieben, und es ist uns allen ein Räthsel, wie sie trotzdem in die Hände dieses Martens gelangen konnten. Leider werden wir wohl niemals eine Aufklärung darüber erhalten, denn der rechtmäßige Besitzer ist in Südafrika verschollen — wir haben seit langem nichts mehr von ihm gehört.“

„In Südafrika!“ wiederholte Heinz überrascht. „Hat er vielleicht ebenfalls als Freiwilliger an den Burenkämpfen theilgenommen, die so viele wacker deutsche Männer an sich gezogen haben?“

„Allerbings“, erwiderte die Prinzessin. „Wir müssen leider befürchten, daß er im Kampfe gefallen ist. Die Ungewißheit über sein Schicksal ist es, die wir am schwersten ertragen können, und der einzige, der uns vielleicht Auskunft darüber hätte geben können, verneigte sich beharrlich. Sie werden verstehen, wen ich meine.“

Heinz nickte. „Ja, ich verstehe es“, erwiderte er. „Aber Otto Martens ist doch vielleicht der einzige nicht, der Ihnen eine Auskunft hätte geben können.“

Die Prinzessin richtete sich auf. „Bitte, wie meinen Sie das, Herr Hofsfelder?“

Heinz sah, wie anastoll ihr Blick an seinen Lippen hing, und er bereute es, eine Hoffnung in ihr erweckt zu haben, die sich doch wahrscheinlich als trügerisch erweisen würde. Aber er mußte nun sprechen. „Der Zufall hat mich hier im Ort mit einem Manne zusammengeführt, der seiner Erklärung nach ebenfalls an dem Freiheitskampf der Buren theilgenommen hat“, sagte er. „Das Heer des tapferen Burenvolkes ist doch am Ende nicht so groß gewesen, daß es ausgeschlossen erscheinen muß, daß von mir erwähnte Fremde könne etwas über den Verbleib Ihres Freundes erfahren haben.“

„Nein, nein — das ist nicht ausgeschlossen“, sagte die Prinzessin hastig, und wie in größter seltsamer Erregung presste sie die Handflächen aneinander. „Wenn Sie glauben, daß der Fremde Ihnen wirklich die Wahrheit gesagt hat —“

„Der Mann machte mir nicht den Eindruck eines Aufschneiders“, entgegnete Heinz, und vor seinem Geiste stand das Bild und energisch geschrittenen Gesicht des schwelgisch verklärten Herber, dessen Karbe ja deutlich genug für die Wahrheithaftigkeit des Trägers sprach. „Ich habe ihn in den zwei Tagen, die wir hier zusammen zubringen, natürlich nur sehr oberflächlich kennen lernen können, aber ich halte ihn für einen ernsthaften und klugen Menschen, der sich keinesfalls mit einer thörichten Lüge interessiert zu machen lübt.“

„So bitte ich Sie von Herzen — veranlassen Sie den Herrn, mich einmal aufzusuchen!“ sagte die Prinzessin. „Es ist der erste Hoffnungsanker, den ich seit langer Zeit sehe. Es wäre eine so große Beruhigung für Margot und mich, wenn wir wirklich etwas von diesem Herrn erfahren würden. Nicht wahr? — Sie versprechen mir, mit ihm zu reden?“

„Dah Sie sich auch von Margot sprach, machte Heinz ruhig und ließ einen leisen eifersüchtigen Brausen in seiner Seele wach werden. Aber er

gab natürlich das verlangte Versprechen, um dann seinerseits mit einer Frage zu kommen, die ihm schwer auf dem Herzen lag.

„Sie werden verzeihen, gnädige Frau, wenn ich Sie um die Antwort auf eine Frage bitte, die ich bisher stets vergebens gestellt habe“, sagte er. „Es handelt sich um Margots Verwüthung mit ihrem Stiefvater.“

Die Prinzessin hob abwehrend die Hand. „Ich bin gewiß, daß diesem Verwüthung nur ein Mißverständnis zu Grunde liegen kann, das sich auflären lassen muß“, fuhr er fort. „Ich kenne den Herrn Oberstleutnant Anstorf, kenne vor allem seine Nachgiebigkeit und seine duldsamen Anschauungen, die nur in Punkten der Ehre streng und unbefugam sind. Gerade deshalb kann ich nicht begreifen, wie er mit Margot —“

„Es handelte sich bei ihrem Verwüthung nicht um Margot, sondern um eine andere Person“, erwiderte die Prinzessin zögernd.

Da waren sie wieder — all die quälenden, martelnden Zweifel und eifersüchtigen Befürchtungen, die in ihm durch Margots beharrliche Weigerung hervorgerufen worden waren und die die Erklärungen der Prinzessin nur halten einschleifen können. Er war leichenblau geworden, und mit verhaltener Stimme fragte er: „Um einen — einen Mann?“

„Ja, um einen Mann“, gab die Prinzessin zu. „Aber Sie haben keinen Grund, deswegen irgendwelche Befürchtungen zu hegen. Ich darf Ihnen nichts weiter erklären. Nur noch einmal möchte ich Ihnen versichern, daß Sie keine Veranlassung zur Eifersucht haben.“

In diesem Augenblick lehrten Margot und die Gesellschaft zurück, und die Prinzessin gab dem Gespräch sogleich eine unverständliche Wendung. Wenige Minuten später aber öffnete der Diener mit dem unbeweglichen Gesicht die Thür. „Es ist servirt“, meldete er mit leiser Stimme.

25. Kapitel.

Man geht frühzeitig zur Ruhe in der Sommerfrische, und so lag denn auch heute das Gasthaus zur Post ruhig in tiefer Dunkelheit, als Heinz Hofsfelder heimkehrte. Er wurde Herber's, der auf der Bank neben der Hausthür saß, nicht früher anständig, als bis er sich von seiner tiefen Stimme mit höflichem Gruße anrufen hörte.

Hofsfelder blieb stehen und sprach ein paar Worte über die Schönheit des Abends und über den eigenartigen Zauber, der gerade in dieser matten, flüchtigen Beleuchtung über die Landschaft gebreitet schien.

„Ja“, erwiderte der andere. „Aber ich glaube nicht, daß Sie diesen Zauber so tief zu empfinden vermögen, wie jemand, der seiner Jahre hindurch entwürdet worden ist. Man muß die herbe Reizlosigkeit südafrikanischer Nächte durchkosten und sich in den einsamen Steppen des Burenlandes nach deutschem Wald und deutschem Gebirge gesehnt haben, um ihrer stillen, zum Herzen sprechenden Besessenen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.“

Das klang weicher und inniger, als Heinz es von dem moritzgen, ernst blickenden Manne zu hören erwartet hatte, und trotz der leisen Abneigung, die er gegen ihn empfand, konnte er sich doch dem Eindruck nicht entziehen, daß es sicherlich keiner der herdenweise herumlaufenden Dugend — Menschen war, mit dem der Zufall ihn hier zusammengeführt hatte.

Darin mögen Sie wohl recht haben“, erwiderte er. „Man weiß ja einen Besig immer erst zu schätzen, wenn man ihn verloren hat. Das ist eine Binsenmaxime, aber sie hat mit allen derartigen Wahrheiten das eine gemein, daß sie jedem einzelnen auf Grund eigener schmerzlicher Erfahrung aufgegangen sein muß, ehe er an sie glaubt.“

Herbert nickte, und seine Augen waren dabei wieder mit seltsam starrtem Blick auf den von dem weiß schimmernden Schloßchen bekrönten Hügel gerichtet. Dann aber, als er sich auf die Pflichten der Höflichkeit wandte er mit einer raschen Bewegung den Kopf und rühte zugleich auf seiner Bank ein wenig zur Seite. „Haben Sie Lust, mir noch ein Weilschen Gesellschaft zu leisten, Herr Hofsfelder — oder sind Sie zu müde?“

„Dadurch nicht“, versicherte Heinz, indem er neben ihm Platz nahm. „Wir Großstädter sind so wenig daran gewöhnt, die Nacht zum Schlafen zu benutzen, daß ich am liebsten bis zum Morgen grauen herumstreife.“

„Sie ihm auch gehen erst sehr spät von Ihrem abendlichen Spaziergang heimgeleitet.“

Er hatte es ohne alle Anzüglichkeit gesagt, scheinbar ganz gleichmüthig. Aber wieder hatte Heinz die unangenehme Empfindung, daß dieser Fremde heimlich jeden seiner Schritte beobachtete, daß er aus irgend welchen unersinnlichen Gründen für ihn ein Augenmerk ganz besonderen, wenn auch haalichen Interesses sei.

„Widrigens werden Sie ja“, fuhr Herbert fort, „von der Langeweile des ländlichen Lebens nicht so schwer zu leiden haben. Schon durch Ihre freundschaftlichen Beziehungen zu den Bewohnern des Schloßes da drüben sind Sie hinlänglich dagegen geschützt. Entlang Leute meines Schlages können Sie beinahe darum beuden.“

Hofsfelder lachte ihm durch eine überhaltene Wendung auszuweichen.

„War es denn nicht aber gerade die Einfachheit, die Sie hier gesucht haben, Herr Herbert? Wenn es Ihnen um unterhaltene Gesellschaft zu thun gewesen wäre, würden Sie sie ja leicht genug in einem der nahe gelegenen Kurorte gefunden haben.“

Der andere nickte wieder. „Gewiß! — Es war mir nicht um die Gesellschaft gleichgültiger Menschen zu thun. Aber so weltlichlich, wie Sie glauben mögen, bin ich doch nicht. Was mich hierher führte, war der magisch lodende Reiz, den die Stätten lieber Erinnerungen auf uns zu üben pflegen. Im allgemeinen sollte man sich freilich hüten, solchen Lodungen nachzugeben. Der Besuch eines Friedhofes stimmt immer wehmüthig, auch wenn es nur unsere Glückhoffnungen und unsere seligen Zukunftsträume waren, die wir auf ihm begruben.“

Das klang fast, als wäre er zu vertraulichen Herzensergießungen geneigt; Heinz aber fühlte sich wenig geneigt, einer solchen Absicht entgegenzukommen, weil jener daraus leicht genug hätte ein Recht herleiten können, auch an ihn Fragen zu richten, die zu beantwortet er nicht geneigt war. Darum begnügte er sich mit einer ganz allgemein gehaltenen Erwiderung und suchte dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, indem er sich anschickte, den von der Prinzessin geäußerten Wunsch vorzubringen.

„Sie haben in den Reihen der Buren gekämpft, Herr Herbert?“ fragte er, ohne erst lange nach einem passenden Uebergang zu suchen.

„Ich bin länger als zwei Jahre drüben gewesen“, lautete die Antwort, und es wollte Hofsfelder scheinen, als ob in ihrem Tonfall jetzt wieder jener Klang kühler Zurückhaltung gewesen sei, die ihm sein neuer Bekannter während ihrer ersten Unterhaltungen gezeigt hatte.

„Dann sind Sie ohne Zweifel mit der Mehrzahl der deutschen Kämpfer in nähere Berührung gekommen?“

Ueber das energische, wettergebräunte Antlitz des Gefragten glitt es wie ein farbloses Lächeln. „Gewiß — ich habe eine Anzahl von ihnen kennen gelernt“, sagte er, „mehr jedenfalls, als für meine Menschenliebe gut war. Denn — unter uns gesagt, Herr Hofsfelder — mit dem lauterem Idealismus und der heiligen Begeisterung von Leuten, die einem fremden Volke Landstreckendienste leisten, ist es in den meisten Fällen eine eigene Sache. Es mögen ja etliche darunter gewesen sein, die sich selbstlos und opfermüthig dem Tode weihen, weil sie damit einen großen und gerechten Sache zu dienen wänten, aber ich muß Ihnen gestehen, daß ich von solchen rühmwerthen Ausnahmen nur habe erzählen hören. Was mir persönlich vor Augen gekommen ist, waren nur mehr oder weniger wurmfüchtige Früchte, vom Baume der menschlichen Gesellschaft, Leute, die verzweifelt wenig zu verlieren hatten, und die von ganz anderen Motiven als von denen einer reinen Begeisterung für die Sache dieser engeren und kulturfeindlichen Bauerngesellschaft geleitet wurden. Die besten waren immerhin noch die, denen es einzig darum zu thun war, ein verpöchtetes Leben auf leidlich anständige Weise los zu werden. Die Pistole des Selbstmörders will eben nicht jedem als das beste und zweckmäßigste Auskunftsmitel erscheinen.“

Daß in diesen letzten Worten wiederum etwas wie ein vertrauliches Bekenntniß lag, konnte dem Zuhörer kaum entgehen. Aber wieder gab er sich den Anschein, es nicht zu bemerken. „Was Sie da über Ihre persönlichen Bekanntschaften unter den deutschen Mittämpfern sagen, Herr Herbert, macht mir allerdings wenig Muth zum Vortrage einer Bitte, deren Dummheit ich bei Ihnen sein soll.“

„Einer Bitte? — Von wem?“

„Eine der Damen auf dem Schloße sprach heute davon, daß jemand, der ihr persönlich nahe steht, auf Seiten der Buren gegen die Engländer gesodtet habe, und daß sie seit langem ohne jede Nachricht von ihm ablieben sei. Sie fürchtet, daß er gefallen sei.“

„Ich glaube, daß es ihr von höchstem Werthe sein würde, wenn sie zufällig durch Sie etwas über sein Schicksal erfahren könnte.“

Herbert hatte ihn austreden lassen, aber seine scharfen Augen bingen an dem Wunde des Sprechenden, als ob sie ihm die Worte von den Lippen reifen wollten. „Und Sie sagen, daß Sie beauftragt seien, mich um Auskunft zu erfragen? Sie haben also nun mir gesprochen?“

„Ich wußte aus Ihrer eigenen Mittheilung, daß Sie ein Mittämpfer des Burenkrieges gewesen seien. Da lag es doch nahe, daß ich mich aus Anlaß jener Unterhaltung dessen erinnerte und meiner Bekanntschaft mit Ihnen Erwähnung that.“

„Und Sie hatten den Eindruck, daß die Dame — daß ihr sehr viel an der Auskunft gelegen sei?“

„Diesen Eindruck hatte ich allerdings.“

„Kannte Sie Ihnen den Namen des Mannes, über dessen Schicksal sie unterrichtet zu sein wünschte?“

„Nein. Sie beauftragte mich lediglich, Ihnen die Bitte um einen gelegentlichen Besuch auf dem Schloße auszusprechen — ein Auftrag, dessen ich mich hiermit entledige.“

Der andere blickte unverwandt vor sich hin, und Hofsfelder sah, wie in tiefen Athemzügen seine breite Brust sich hob und senkte. Endlich kam aus dem tiefen Schweigen heraus wieder eine Frage: „Sie haben mir noch nicht gesagt, wer die Dame ist, die mich zu sprechen wünscht. — Was es Fräulein v. Wehringen?“

Er hatte den Namen unsicher gesprochen, als könne er sich nur schwer entschliefen, ihn über die Lippen zu bringen, und in gespanntester Erwartung ruhten seine Augen jetzt auf Hofsfelders Gesicht.

Für den aber war die Frage hinreichend gewesen, das unbestimmte Mißtrauen, das er seit dem Morgen gegen seinen Hausgenossen gehabt, zu tiefenarohem, eifersüchtigen feindseligem Argwohn anschwellen zu lassen. „Nein!“ sagte er mit ganz unmotivirter Schärfe. „Aber Sie haben sich den Namen der Dame sehr gut gemerkt, überraschend gut für jemand, der ihr heute zum ersten Male in seinem Leben gehört.“

Der ehemalige Burenkämpfer lächelte wieder, und sein Lächeln, in dem Heinz etwas von Spott zu lesen glaubte, war wenig danach angethan, die eifersüchtigen Besorgnisse des jungen Schriftstellers zu zerstreuen. „Habe ich denn gesagt, Herr Hofsfelder, daß ich den Namen zum ersten Male in meinem Leben höre? Die Wehringen sind eine alte, weitverbreitete Adelsfamilie. Da könnte ich doch leicht schon früher einem Träger dieses Namens begegnet sein. — Aber Sie sagen ja, daß es nicht diese junge Dame gewesen ist, mit der Sie über mich gesprochen haben, und es giebt außer ihr noch ein weibliches Wesen auf dem Schloß?“

„Ja — die Gräfin Maria Waldendorff. Diese ist es, die Sie zu befragen wünscht.“

„Gräfin Maria Waldendorff? — Wissen Sie bestimmt, daß sie so heißt?“

„Haben Sie etwa Anlaß, an der Richtigkeit des Namens zu zweifeln?“

„Ich erinnere mich, daß der Wirth von einer Komtesse Waldendorff sprach, die mit einem russischen Fürsten verheiratet sei. Aber das ist dann wohl eine andere gewesen.“

„Jedenfalls.“

„Muthig ich Ihnen zu viel zu, wenn ich Sie bitte, mir zu wiederholen, was die Dame über jene in Afrika verschollene Persönlichkeit sagte? — Es wäre doch möglich, daß ich daraus schliefen könnte, ob ich dem Manne trüben bezaugt bin.“

„Ich bedaure, Ihnen mit weiteren Auskünften nicht dienen zu können, Herr Herbert! Es wäre ja auch zwecklos, da Sie Gelegenheit haben werden, die Gräfin selbst darum zu befragen, sofern Sie geneigt sind, ihrem Wunsche zu entsprechen.“

(Fortsetzung folgt.)

Wenn Felsen-Klassen, hilft kein Kleister.

Walter Wellman will angeblich diese Woche seinen nun seit Jahren angekündigten Ballonflug nach dem Nordpol antreten. Wir sind darauf gefaßt, vor Ende nächster Woche von einem Hindernis zu hören, das Wellman, sein Luftschiff, seine Luftschiffhalle oder sonst irgend etwas betrifft.

Es ist zum Lachen . . . es gibt Menschen, die ihr Lebensschifflein durch den Wind, den sie selber machen, vorwärts bringen wollen.

China und Japan schneiden sich gegenwärtig zur Abwechslung wieder einmal Gesicht. Es ist aber anzunehmen, daß es keinem von den beiden Ländern um einen Krieg zu tun ist.

Das Antreffen von diamantartigem Blaugrün in Deutsch-Südwestafrika wird offenbar von der Spekulation an der Berliner Börse im rosigsten Licht betrachtet.

Jener Chicagoer Professor, der behauptet, es müsse die und nicht der Motor heißen, weil das Wort weiblichen Geschlechtes sei, muß eine sehr geäußerte Frau haben.



Freier Bericht: „Ich — ich nicht! mein Herr ausschütten!“ Dame: „Oh — aber, bitte, nicht auf mein neues Kleid!“